Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 52

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648734

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Und der Springbrunnen, die Gartenstatuen liegen auch in dieser Haupt- und Herrschaftsachse. Das Haus des Lächemanns mit Roßen, Kutschen, Hühnern liegt abseits, nicht weit, nicht ängstlich verdeckt wegen seines Stallgeruches — aber doch seitab.

Nun rasch zu ein paar Sitzen im Bernerland herum — freilich in einem Tempo, als wären wir Amerikaner im Auto, die sich ein Kaufsobjekt aussuchen. Es ist unbernisch, so zu eilen. Aber es ist nun einmal das Los unserer Zeit.

In der Umgebung Berns entstanden schon im 16. Jahrhundert bescheidenere Landhäuser in etwas puritanischen Formen, die eine Kapitalanlage mit landwirtschaftlichem Betrieb bilden sollten. So etwa das Aebischlößlein, der Hof in Bühlikofen oder das Schlößchen in Allmendingen. Oft wurde auch zu einem uralten Bergfried, der im Jahrhundert der Städtegründungen als Wehrturm gebaut worden war, im 17. und 18. Jahrhundert ein bequemeres, freundlicheres Wohnschloß gebaut. So beim Schloßwil, dessen Turm aus mächtigen Feldsteinen erbaut ist und sich schier drohend und heidnisch ausnimmt neben dem Barockbau, den die Familie Frisching nach einem Brande der alten Anlage im 18. Jahrhundert erstellen ließ. Oder Schloß Jegenstorf: hier stammt der Bergfried aus romanischer Zeit, ist aber den neuern Teilen aufs engste einverleibt. Er überragt sie als wuchtiger Kloß und gibt dem ganzen Bau seinen feudalen, burgähnlichen Charakter. Die Familie Erlach, der Schloß Jegistorf gehörte, ließ in den 1720er Jahren die neuern Teile und auch die Parkanlage bauen. Noch sind die Formen schwer und ernst, die Dächer dem Wehrturm in steilen, trutzigen Linien angepaßt. Imposante Würde ist es vor allem, die daraus spricht. — Auch Schloß Münsingen geht auf eine alte Burganlage zurück, die in dem eigenartigen Grundriß noch zu erkennen ist. — Nun eines der populärsten Schlösser, das von stolzer Höhe aus und mit feudaler Anlage das Land weit herum beherrscht, Schloß Burgistein. Auch hier der reizvolle Uebergang von strenger, harter Feste des Mittelalters zu den offenern und einladenden Bauformen der patrizischen Jahrhunderte. Drei Gebäude umschließen hier einen Hof, der sich gegen die einzigartig schöne Alpenaussicht öffnet. Die ältesten Teile weisen ins 13. Jahrhundert zurück. Das Rittergeschlecht von Burgistein herrschte auf dieser getürmten, hochgelegenen Burg. Im 16. Jahrhundert gehörte es den von Wattenwyl, die baulich manches erneuerten und zeitgemäß gestalteten. — Schloß Utzigen, 1664 erbaut vom Venner Samuel Jenner an Stelle einer alten Burg, zeigt die stolzen Formen italienischer Renaissance. Auch in seinem Dienste als Armenanstalt hat das Bauwerk seine überlegene, junkerliche Haltung bewahrt. Eine Fassade, hinter der die Macht der Renaissance steht, ist eben in ihrem gelassenen, klassischen Stolz nicht so rasch zu brechen und zu verdunkeln. — Ein Bau, der seit dem 16. Jahrhundert bis in die neue Zeit mancherlei Umgestaltung erfuhr und heute als ein Komplex von reizvoller Mannigfaltigkeit dasteht, malerisch, stimmungsvoll, romantisch, ist Schloß Belp. Und nicht minder bewegt in der Anlage ist Schloß Toffen, das sich seit dem 15. Jahrhundert ständig umgestaltete, heute aber weit ausgebreitet, mit Höfen, Türmen und Flügeln wohlig ins Grün gebettet vor dem Beschauer liegt. Aus der Epoche der großen Bechergelage, dem 17. Jahrhundert, stammt der Pokuliersaal mit schönen Ledertapeten, Wappenscheiben und Ahnenbildern. Und ein mächtiger Bau in italienischem Barock, zu Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, auf mehrfach gestuften Gartenterrassen über der Aare thronend: Schloß Reichenbach. Ein prunkvoller Saal mit einer schweren Decke in Stuck und Malerei, ein Gartenportal mit prachtvoller Schmiedearbeit und Ballustraden, Gartentreppen, Wasserkünste, machen aus diesem reichen Besitz ein Kleinod. Reichenbach liegt sonnig und doch kühl am fließenden Wasser, es ist wundersam geborgen in der Umarmung der steilen Aarehalde, nicht auf der Höhe diesmal, sondern recht im Grund und Herzen des flußdurchschlängelten Bernbiets. Und eines, das ich Ihnen nicht lange vorzustellen brauche: das Landgut Elfenau bei Bern, oder die Waldegg bei Zollikofen, Schloß Thunstetten, Landgut Ursellen, das sich wundersam innig an seinen Boden schmiegt, breit und behaglich angelegt als einstöckiges Land- und Gartenhaus. Und ein Schmuckstück der weitern Umgebung Berns, Schloß Oberried an der Flanke des Längenberges ob Belp, in der Art des ausklingenden Louis XIV. Stiles gebaut. Hohe Alleen, an deren Ende ein schlanker Springbrunnen rauscht und die Schattenkühle wundersam träumerisch macht, zieren Oberried; und ein reizendes Schmuckstück ist die hochgelegene Gloriette, deren helle Säulen weit ins Land hinausschauen. Klassischer Baugeist strahlt hier ins Bernerland hinein, und hellenisches mischt sich mit helvetischem. Gerät nicht beides zu einer wunderschönen Einheit?

Sehr reich bedacht ist sodann Gümligen mit dem Schloß und dem sogenannten Hofgut, beides Bauten im frühen Louis XV. Stil, und durch Beat Fischer, den baulustigen Herrn von Reichenbach, erstellt. Die Eleganz und der Charme Versailles entfalten sich hier, nicht im Ausmaß des Urbildes natürlich, aber nicht minder bezaubernd und überraschend in der Dentenbergstille. Das Hofgut besonders, noch heute das kleine Trianon von Gümligen genannt, ist mit seinen Gartenfiguren, Obelisken und Balkonen, mit der reichen Ausmalung seines Hofes, mit Säulengängen und Pavillons wirklich einer Marquise würdig. — Und wie manches Schmuckstück wäre noch zu nennen, Monrepos, Morillon, Worb, und wie sie alle heißen. Unser Viertelstündchen reichte eben hin, um zu erkennen, wie schön unsere Landsitze sind, wie würdig der bernischen Landschaft mit ihrer großen, bergüberglänzten Ruhe. Ich schließe nicht ohne den Wunsch, m. D. u. H., daß wir uns einmal an einem schönen Sommertag auf den Wegen des Schlößchenbesuchens irgendwo im Bernbiet begegnen werden.

Dr. W. Adrian, Bern.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Da sagte die Frau hastig, als ob sie ihre Worte von vorhin verdecken wollte:

„Nee, nee, entschuldigen Sie, Fräulein Krüger, natürlich, das kann man ooch nicht wissen. Ich hab's nur gesagt, weil — man glaubt schon nicht mehr an Gutes."

„Nun dürfen Sie aber nicht undankbar werden, Frau Lehmann. Anderen geht's viel schlechter. Sie haben doch schließlich jetzt für nichts anderes mehr zu sorgen, als für Ihren Mann. Das geht mit Ihrem Verdienst doch recht ordentlich."

„Na, ja —", es kam hastig und demütig.

Die Frau schaute vor sich hin. Ein eigentümlicher Ausdruck war in ihrem Gesicht.

„Das geht jetzt ordentlich — nur der Mann — ich danke auch schön für den Besuch", sagte sie dann ungeschickt, fuhr schnell noch einmal mit der sauberen blauen Schürze über die Klinke, ehe Lisbeth Krüger die Hand darauf legte.

Die junge Fürsorgerin war schon längst die Stiegen herunter. Frau Lehmann stand noch immer da mit diesem eigentümlich angstvollen und zugleeich bitteren Lächeln.

„Nur den Mann", hatte Fräulein Krüger gesagt, dachte sie.

Die hatte eine Ahnung, alle, die da kamen! Sie meinten es ja gut, überhaupt Fräulein Keinow! Ohne sie hätte sie die Aufräumestellen nicht bekommen und die Erna säße noch bei der Sander'schen. Und doch ahnten sie nichts, alle miteinander. Sie wußten nur, was man ihnen sagte. Und es gab eben Dinge, von denen man nicht redete. Sonst war alles verloren. Sie mußte ja Gott danken, daß das Mädel so aus dem Hause gekommen war. Es konnte aber nicht mehr zurück.

„Na also, ist sie glücklich weg?"

Lehmann stand in der Tür: breit, schwer mit einem Gesicht, das nur aus Stirn und Kiefern zu bestehen schien. Nase, Augen und Mund waren zu schmalen Spalten zusammengedrückt. Darüber saß die Stirn und der riesige buschige Schädel. Die ganze Physiognomie hatte etwas Stures.

„Ein Mensch, der schwer aus einer Richtung in die andere kommt", hatte Sabine Keinow gesagt nach einem Besuch damals auf dem Fürsorgeamt. „Nun hat ihn das Schicksal aus seiner Bahn gestoßen. Da kommt er sobald nicht wieder hinein. Das geht weiter, ganz egal, wohin."

„Hat sie dir Geld dagelassen?" fragte Lehmann kurz.

Frau Lehmann sah mit angstvoller Abscheu auf den riesenhaften Menschen, der sich jetzt schwer auf den Küchenstuhl warf.

„Du weißt doch, sie kam nur wegen der Unterstützung. Die wird mir doch jetzt abgezogen, wo ich mehr Arbeit habe."

„Dumm bist du", sagte Lehmann höhnisch.

„Ich habe dir ja immer gesagt: besser, wir melden zu zweit Unterstützung an, da kriegen wir beinahe soviel, wie wenn du dich bei deinen dämlichen Leuten herumquälst."

„Ich will aber nicht. Ich will arbeiten, wenn ich kann."

„Du willst. Und ich? Wenn ich nach Hause komme, keine Frau da. Kein Essen, keine Ordnung. Und was sehe ich von den paar Pfennigen, die du nach Hause bringst? Nichts! Nichts!" schrie er plötzlich und schmetterte die Faust auf den Tisch. „Verhungern könnt' man dabei."

In seinen kleinen zusammengepreßten Augen war Wut. Die Frau schwieg. Sie wußte, jedes Wort reizte den Mann noch mehr. Was sollte sie ihm auch sagen! Daß er bis jetzt nicht verhungert war, wußte er ja allein. Er hatte ja auch immer noch Geld. Für die Kneipe an der Ecke reichte es immer noch. Aber sie wagte nicht zu fragen, woher.

Heute hatte sie noch etwas anderes auf dem Herzen. Die ganze Woche hatte sie sich schon darum gedrückt. Aber einmal mußte es doch gesagt sein. Sie mußte ihn nur bei guter Laune haben, ehe sie anfing.

„Ich habe Wurscht für dich und Kraut, soll ich dir bringen?"

Schweigend holte die Frau ein Tischtuch aus dem Schrank, deckte es über den Tisch.

„Immer noch wie bei feinen Leuten", höhnte der Mann, „Tischtuch auf'n Tisch, aber sonst steht nischt drauf. Na, mach zu."

Er zog sich den Topf mit Kraut und Kartoffeln heran. Wasser spritzte in hohem Bogen aus der Schüssel, als er die Wurst herausholte.

Ob er jemals daran denken würde, daß sie nichts hatte? Der Frau war der Appetit vergangen. Früher, als er noch ordentlich war, keinen Bissen hätte er angerührt, wenn sie nicht dasselbe gehabt hätte.

Sie konnte jetzt nicht essen, der Bissen wäre ihr im Munde gequollen. Und dazu die Angst. Lehmann saß am Tisch, die Arme aufgestützt, schaufelte das Essen in sich hinein. Sein Mund glänzte vor Fettigkeit.

„Na, nun noch 'nen ordentlichen Kaffee und einen Schnaps."

„Schnaps habe ich nicht", sagte die Frau ängstlich, „aber einen guten Kaffee kannst du kriegen. Ich habe ein paar Bohnen gekauft. — Du Karl", fragte sie zwischen dem Mahlen vorsichtig, „hast du heute schon die Zeitungen gelesen? Den Becker, den wollen sie vielleicht ins Irrenhaus bringen, sie wollen sehen, ob er nich verrückt ist."

„Da hätt' der Kerl auch schon längst hingehört. Aber, daß du nich etwa was sagst vom Becker. Sonst kannst du dir deine Knochen zusammensuchen. Der Becker geht doch verschütt. Geschieht ihm ganz recht, dem Lumpen. Hast du was zu quatschen?" fragte er grob.

„Ach wo schon", die Frau schüttelte angstvoll den Kopf.

Sie drehte hastig die Kaffeemühle.

Still sein, nichts sagen, dachte sie, begraben sein lassen. Recht hat der Mann. Sie konnte dem Becker nichts mehr nützen. Aber es wollte und wollte ihr nicht aus dem Kopf, daß Becker so etwas gemacht haben sollte. Was dachte der Karl jetzt? Während des Mahlens schaute sie von unter her herüber. Er saß am Tisch, das Gesicht in die zusammengeballten Fäuste gestemmt. Wenn er so vor sich hinsah, so — als ob er schliefe, dann dachte er etwas — und nichts Gutes.

Sie seufzte auf. Was war aus dem Mann geworden, seitdem er dem Alkohol verfallen war!

Beinahe wir vom Teufel besessen war er.

„Na hier", sagte sie und stellte nach einer Weile den Kaffee vor ihn hin.

Karl Lehmann hörte nicht.

Er saß noch in derselben unbeweglichen Haltung.

6. Kapitel.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag fuhr Geninde nach Kissingen. Schwer hatte er sich die Zeit abgerungen, doch war diese Reise unerläßlich. Er konnte nicht mehr über sich hinweg. Er mußte Mintheffer sprechen. Dabei konnte er zugleich nach Beckers Jugend forschen.

Die Sache stand schlecht, sie stand sehr schlecht für Becker. Der Wächter des Elektrizitätswerkes war durchaus nicht aufzufinden. War er eine Phantasiefigur des Becker oder Wirklichkeit?

Geninde zweifelte jetzt selbst an der Existenz dieses Mannes. Vielleicht war Becker nicht ganz zurechnungsfähig. Jedenfalls beharrte er bei einem geradezu fanatischen Eigensinn auf diesem Wächter, von dem er erst merkwürdigerweise nichts erwähnt hatte.

Becker machte überhaupt einen so verstörten Eindruck, daß man für seinen Verstand fürchten konnte. Es war nichts mehr aus ihm herauszubekommen. Er starrte immer nur vor sich hin. Die vor wenigen Tagen angeordnete Beobachtung in der Irrenanstalt würde ja ergeben, was man von seiner Zurechnungsfähigkeit zu halten hatte. — — —

Trotzdem — Geninde versprach sich nichts von dieser Ueberweisung an die Irrenanstalt.

Es dauerte eine Weile, ehe er sich auf der Bahnfahrt von Becker loslöste und dem zuwandte, was vor ihm lag. Auch das war schwer genug.

Was auch die Zusammenkunft mit Mintheffer bringen mochte an Lösendem und Klärendem — es war doch wieder der Aufruhr der Vergangenheit, der schwersten Lebensepoche. Den Ort wiederzusehen, wo Annette geendet, und so furchtbar geendet, bedeutete Wiederkehr auch des Grauens. Dennoch — es war eine Verpflichtung. Er war es Annette schuldig und auch Mintheffer. Er hatte ihn und auch Annette doch aufs schwerste angeklagt. Wozu er sich in seinem Schmerz berechtigt gefühlt, das erwies sich nun als Unrecht. — — —

Und nun war er angelangt. Es war noch früh am Morgen, und er mietete sich ein Hotelzimmer. Er wußte ja nicht, wie lange er in Kissingen zu tun haben konnte.

Es war zum ersten Mal, daß er diesen Ort wirklich in sich aufnahm, nicht mehr in dem betäubten Entsetzen von damals. Aber vielleicht gerade darum empfand er in einer trotzigen Abwehr die gelassene Heiterkeit des Badeortes.

Etwas wie Abwehr war auch noch in ihm, als er wenig später von seinem Hotelzimmer aus Mintheffer über den Kurplatz kommen sah . . .

„Der musikalische Schwung im Gehen", so hatte Annette Mintheffers Gang einmal genannt, damals, — als sie noch unbefangen von Mintheffer sprach. Ehe das Schweigen einsetzte in ihrer Ehe.

Wie Mintheffer so über den besonnten Kurplatz schritt, hier und dort grüßend, wirkte er sehr jung trotz der grauen Haare. Geninde kam sich plötzlich alt und schwunglos vor.

Der dort war einer von den Menschen, die bis zu ihrem Ende immer etwas vom Leben erwarten — — und auch empfangen mochten.

Während er selbst — — —

Aber es lag nicht am Leben. Es lag an ihm. Auch ihm hätte das Dasein noch spenden können. Der Mut fehlte, zuzugreifen. — —

Unruhig ging Geninde auf und ab. Horchte immer nach der Tür. Nun endlich, der Kellner meldete ihm Mintheffer.

„Da bin ich nun, Herr Geninde", sagte Thomas Mintheffer mit einem etwas befangenen Lächeln, unter dem er ein Erschrecken verbarg.

Wie alt war Geninde geworden. Herausgearbeiteter noch die Züge. Edler, aber alt und gramvoll.

Geninde nahm Mintheffers Hand mit einem fiebernden Druck. Das Wiedersehen mit Mintheffer, erwartet und doch gefürchtet, gab nun irgend eine lösende Erleichterung. In den lebendigen dunklen Augen des anderen stand die ganze Aufrichtigkeit jenes Briefes bestätigt.

„Ich habe Ihnen noch nicht so recht danken können für Ihre Worte, Herr Mintheffer — er war gut für mich, dieser Brief."

„Das habe ich gehofft, Herr Geninde", Mintheffer sagte es sehr warm, „hätte ich geahnt, was sich Tragisches ereignet, der Brief wäre schon vor fünf Jahren zu Ihnen gekommen."

„Fünf Jahre —", Geninde wiederholte es.

Die ganze qualvolle Bitterkeit dieser fünf Jahre schwang darin. Wie sehr doch die Vergangenheit auf ihm lasttete, dachte Mintheffer. Es war ja auch kein Wunder. Er selbst hatte Jahre gebraucht. Dabei war Annette nur ein Stück seines Lebens, für Geninde aber doch das ganze Leben.

„Wollen wir ein Stückchen gehen?" fragte Geninde plötzlich; er sah sich in dem Zimmer um, als wäre er gefangen. „Ich muß ja auch vor allem meine beruflichen Sachen hier mit Ihnen besprechen."

Mintheffer spürte, Geninde wollte jetzt noch nicht von sich reden. Er mußte wohl die Erschütterung dieses Wiedersehens erst in sich verarbeiten.

„Gerne gehe ich ein Bißchen, man wird draußen leichter mit sich fertig. Es ist so schön hier." Kennen Sie eigentlich Kissingen, wollte er fragen, aber verstummte schon.

Geninde mußte ja einmal hier gewesen sein. Damals, als man Annette fand.

Mintheffer führte ganz bewußt einen Weg entgegengesetzt dem, der zu Annettes Todesweg geworden war. Aber Geninde schien gar nicht zu sehen, wo er ging. Er hatte den Kopf grüblerisch gesenkt. Wenn er doch nur aufschauen würde! Die Landschaft hier, dies Heitere und Sommerliche, dies, was einem die Seele durchwärmte — das mußte doch auch für Geninde wohltuend sein.

Die beiden Männer waren in stummem Schreiten aus dem Kurort herausgekommen. Der Wald nahm sie auf. Gegenüber ging das Tal in einer leichten und schwärmerischen Linie.

Geninde schien nun zur Gegenwart zu erwachen, wie angerührt durch den herberen Wind, der von der Rhön herüberkam.

„Sie brauchen keine Rücksicht zu nehmen."

„Entschuldigen Sie meine Schweigsamkeit, das kommt wohl von meinem Einsiedlerleben. Man verlernt dabei das Sprechen."

„Ja, ich muß alles erst in mir in Ordnung bringen. Auch hier —", er machte eine Bewegung, als wollte er die Gegend umfassen. „Als ich das letzte Mal hier war —". er schwieg hilflos.

„Wollen wir nicht lieber vom Beruflichen sprechen?" versuchte Mintheffer abzulenken.

Sofort veränderte sich Genindes Gesicht.

„Ja, ja", die Stimme klang gegenwärtiger und kräftiger, „hat Ihnen Fräulein Hierzel noch mehr gesagt, als das, was Sie mir schrieben?"

„Nein. Sie ist jedem Gespräch darüber geradezu heftig ausgewichen. Die Erinnerung scheint sie stark zu bedrücken. Vielleicht hatte Becker eine unglückliche Liebe für sie gehabt."

„Ist Fräulein Hierzel schön?" fragte Geninde unvermittelt.

„Ich glaube ja. Warum fragen Sie?"

„Weil das sehr in das Bild hineinpassen würde, Menschen wie Becker haben eine Leidenschaft für makellose Schönheit — die ihnen ja immer unerreichbar sein wird. Darin liegt oft das ganze Lebensschicksal beschlossen. Werden Sie mich mit Fräulein Hierzel bekannt machen können?"

„Das kann ich schon — aber", es kam etwas zögernd, „ich glaube, auch Ihnen gegenüber wird sie nicht gerne davon sprechen. Es muß da noch irgend etwas sein."

„Man muß es immerhin versuchen. Ich muß ja alles heranholen, was psychologisch für Becker irgendwie sprechen könnte — oder ihn erklären."

„Also gut, ich werde sehen, daß Fräulein Hierzel heute für Sie Zeit hat, Herr Geninde. Am besten, wir gehen nachher bei der Kurdirektion vorbei. Um zwölf sieht sie gewöhnlich auch Sonntags einmal ins Büro herüber."

„Da helfen Sie mir wirklich sehr, Herr Mintheffer. Ich habe Ihnen sehr zu danken. In den letzten Jahren habe ich oft bitter an Sie gedacht, das drückt mich."

„Das lag doch nur an dem Nichtwissen."

„Immer liegt es am Nichtwissen", wiederholte Geninde schwermütig. „Annette, sie hat alles gewußt, wo ich blind war."

Sie gingen schweigend zurück. Aber diese Stille trug jetzt in sich keine Spannung, mehr Uebereinstimmung.

„Uebrigens", sprach Mintheffer in das Schweigen hinein, „Sie fragten vorhin, ob Fräulein Hierzel schön wäre. Zuerst ist es mir nicht so klar geworden. Aber jetzt — sie sieht aus, als könnte sie eine Schwester sein von Annette."

Geninde überfiel es, als er dann Ada zum ersten Mal sah. Wirklich, sie sah Annette sehr ähnlich. Mintheffer hatte recht. Es war der gleiche Typ. Der gleiche Haaransatz, den er so unsagbar geliebt. Freilich, das Haar war dunkler und fremdartig in seinem bläulichen Stahlglanz. Dafür war der Augenschnitt sehr gleich und der Schwung der Brauen. Nur etwas Heftiges hatte diese Ada Hierzel, nicht die warme Ausgeglichenheit Annettes. Vielleicht lag das aber auch an dem offensichtlichen Mißtrauen, mit dem sie ihm entgegenblickte.

„Herr Mintheffer hat Ihnen wohl gesagt, Fräulein Hierzel, warum ich Sie um eine Unterredung bat."

Das schöne bräunliche Gesicht verzog sich noch mehr:

„Und ich habe Herrn Mintheffer für alle Mal erklärt, daß ich gar nichts sagen kann."

„Wirklich nicht, Fräulein Hierzel? Becker war doch eine Schülerbekanntschaft von Ihnen. In diesem Alter nimmt man doch alles sehr wichtig."

„Was soll ich wichtig nehmen?"

„Nun, daß er Sie angeschwärmt hat."

„Und wenn?" Ada sagte es immer noch sehr feindlich. „Das ist doch nichts Weltbewegendes."

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Schweizerische internationale Bindungen

Der schweizerische Gewerkschaftsbund ist dem internationalen Gewerkschaftbund angeschlossen. Die Schweiz gehört dem Völkerbunde an. Ueber die Zugehörigkeit des Arbeiterbundes zur großen Gewerkschaftsinternationale sowohl wie über unsere nationale Bindung an den Völkerbund sind über Nacht Diskussionen aufgetaucht. Fast gleichzeitig. Aus verschiedenen Gründen. Aber in beiden Fällen ist das Problem identisch: Ist es richtig, ist es opportun, solche Bindungen weiter bestehn zu lassen, oder aber völlig für uns selber zu bleiben?

Bundesrat Motta soll an einer Tagung zu Freiburg gesagt haben: „Wenn wir gewußt hätten, wie sich der Völkerbund entwickeln wird . . ." Die Herren vom Gewerkschaftsbund stehen vor ähnlichen Ueberlegungen: „Sollte sich die Gewerkschaftsinternationale in bestimmter Richtung entwickeln . . .!"

Als der Völkerbund das rote Rußland anfnahm, war vielleicht für die Kreise um Bundesrat Motta der Moment zur Propagierung des schweizerischen Austritts gegeben; heute, wo die Gewerkschafter fürchten, die russischen Zwangsorganisationen zur Ueberwachung der Arbeiter, die ebenfalls Gewerkschaften genannt werden, könnten in den internationalen Gewerkschaftsbund aufgenommen werden, melden sich Arbeiterstimmen und solche von Führern, die mit Stalins Kreaturen nichts zu schaffen haben wollen. Man hat Mottas Reden gegen die Anerkennung Sovietrußlands bitter kritisiert. Der Moment für bittere Kritiken an den absoluten Stalingegnern bei den Gewerkschaftern, voran Dr. Max Weber, Bern, ist nun ebenfalls gekommen. Manchmal möchte man Satiren schreiben.

Aber die Situation ist zu ernst. Ein Komitee lanciert eine Initiative, um im Namen unserer absoluten Neutralität eine neuerliche Abstimmung über die Zugehörigkeit zum Völkerbund zu erzwingen. Diesem Komitee wird vorgeworfen, es arbeite im Interesse Hitlers und Mussolinis. Im Bundeshaus hat man am Tage nach dem Austritt Italiens angedeutet, der Moment zur „Ueberprüfung" unserer Stellung zum Völkerbund könnte gekommen sein. Die Engländer meldeten schon, wir hätten die „société des nations" eingeladen, sich raschestens in eine andere Weltgegend zu verziehen. Am Völkerbund halten bei uns unbedingt nur noch die Sozialisten, die seinerzeit nicht hinein gewollt, fest.